

Predigt über Jes. 49, 1-6

am 8. Oktober 2006

Martin Hauger (Wiss. Mitarbeiter in der Predigtforschungsstelle der Theol. Fak.)

Universitätsgottesdienst in der Peterskirche

Liebe Gemeinde,

„Sie habe immer gewusst, dass es irgendwo in Somalia eine Kugel gebe, auf der ihr Name steht. Doch für Schwester Leonella ... war das kein Grund zur Verzweiflung.“ So beginnt der große Artikel über die katholische Nonne Leonella Sgorbati auf der Titelseite der FAZ vom 27. September diesen Jahres. Die katholische Ordensfrau war am Sonntag davor in Mogadischu auf offener Straße von fanatischen Moslems erschossen worden. Sr. Leonella hatte um die Gefahr gewusst. In Somalia herrschen Chaos und Anarchie; in weiten Teilen des Landes liegt die Macht in Händen islamistische Milizen. Die Menschen leiden unter Armut und Krankheit. Sauberes Wasser ist Mangelware; Cholera und Malaria sind weit verbreitet. Christen stellen in dem muslimischen Land eine verschwindend kleine Minderheit dar und leben gefährlich.

Sr. Leonella arbeitete in der Kinderklinik eines SOS-Kinderdorfes. Wenn sie das streng bewachte Gelände verlassen wollte, ging das nicht ohne bewaffnete Begleiter. Sie hat mit der ständigen Gefahr gelebt. Aber die Bedrohung war für sie *„kein Grund zur Verzweiflung“* – im Gegenteil. *„Sie war ein fröhlicher Mensch!“*, erinnert sich ihre Oberin, Schwester Josephine. Und wenn Leonella darauf zu sprechen kam, wie gefährlich es in Mogadischu sei, sagte sie nur: *„Dort gehöre ich hin. Das ist es, was Gott von mir will.“* Mogadischu war ihre Berufung; Somalia das Land, in dem Gott sie haben wollte. Davon war sie überzeugt. Sr. Leonella war eine Magd des Herrn – um es in der Sprache unseres Predigttextes zu sagen. Denn das wissen wir: Gott hat nicht nur Knechte, sondern auch Mägde.

Die Menschen in Somalia, die sie kannten, haben etwas von dem tiefen Ernst dieser Berufung gespürt. Sie haben Sr. Leonella einen neuen Namen gegeben, einen Ehrennamen. Übersetzt heißt er etwa „die treue Frau“. Ihre Treue hat sie das Leben gekostet. Aber gerade deshalb ist dieser schreckliche Mord mehr als nur ein brutales und sinnloses Verbrechen. Ja sicher, das war er. Sr. Leonella war das Opfer einer entsetzlichen Gewalttat. Aber es liegt noch etwas anderes in diesem Tod. Er war das Zeugnis einer Frau, die ihre Berufung folgte und bereit war, ihr Leben zu opfern. Auch in diesem Sinn ist ihr Tod ein Opfer. Das Englische hat hier – anders als das Deutsche – zwei Wörter. Sr. Leonella war Opfer einer Gewalttat (im Sinne von „victim“), aber zugleich hat sie ihr Leben gegeben als ein Opfer (im Sinne von „sacrifice“). Das ist die Kehrseite ihrer Berufung. Wenn ein Mensch einer Berufung folgt, geht dies nicht ohne Hingabe, nicht ohne Opfer, auch wenn es selten so groß ist wie bei Sr. Leonella.

Sie hat diesen Tod nicht gesucht, aber er traf sie nicht unvorbereitet. Sr. Joan, eine ihrer Mitschwestern, erzählt: *„Sie hat oft über ihren Tod geredet, doch ohne dabei Angst zu verspüren. Sie lebte in dem Bewusstsein, ihr Leben in die Hand Gottes gegeben zu haben.“* Ich denke, das war wohl das Geheimnis, das sie vor der Verzweiflung bewahrt hat. Ihr Leben gehörte Gott. Und was Gott gehört, kann niemand rauben – nicht einmal eine Gewehrkegel.

*Mein Recht liegt bei Jahwe, mein Lohn bei meinem Gott,
der mich von Mutterleib an geformt hat, dass ich ihm Knecht sei.*

Das beeindruckt freilich an Sr. Leonella wie auch an dem unbekanntem Gottesknecht. Sie sahen ihr Leben umschlossen von Gott; er steht am Anfang und am Ende. Dieses Wissen war der Grund, der sie zu ihrer Hingabe und Opferbereitschaft befähigte. *„Ich arbeitete ... ich verzehrte meine Kraft ...“*, sagt der Gottesknecht. Aber so sehr wir auch davon beeindruckt sind, bleibt uns die Radikalität dieser Berufung fremd, fremd wie das alte Wort „Knecht“! Wer will das schon sein, ein Knecht, eine Magd? Wer gibt sein Leben so hin – und sei es an Gott? „Knecht“ - das klingt verdächtig nach Knechtschaft und Unfreiheit.

Wir bewundern diese katholische Nonne und spüren zugleich, dass diese Hingabe nicht einfach der souveräne Akt eines autonomen Menschen ist. Man kann sich nicht selbst berufen. Das ist auch im gesellschaftlichen Bereich so, wenn Menschen berufen werden in Ämter oder auf Lehrstühle. Es bedarf einer anderen Instanz, die beruft. Solch ein Ruf fordert eine Entscheidung. Wer einen Ruf hört, kann ihm widersprechen. Berufungserfahrungen sind deshalb nicht selten Krisenerfahrungen.

„Ich habe sie immer darum beneidet, wie sicher sie sich ihrer Berufung war!“ sagt Sr. Joan. Aber darauf erwidert Sr. Leonella, dass es bis dahin eine lange Reise gewesen sei und nicht ohne Mühe. Auch sie weiß um den Preis der Berufung, um ihre Unverfügbarkeit. Einer Berufung zu folgen ist nicht selbstverständlich. Sr. Leonella hatte diesen Weg nach Afrika nicht selbst gewählt. Es war ihr Orden, der sie 1970 dorthin entsandt hat – zuerst nach Kenia. Die Gewissheit der Berufung, die Gewissheit, dass Gott sie in Afrika haben wollte, das Ja dazu brauchte Zeit, war wohl ein Prozess. In der Zeitung steht wenig darüber. *„Eine lange Reise, viel Mühe“*, sagt Sr. Leonella. Vielleicht gab es Momente des Zweifels und des Widerspruchs. Wir wissen es nicht. Aber eine Berufung ist nicht billig zu haben. Sie ist nicht wie ein Hobby, das man irgendwann mehr oder weniger zufällig wählt und dann auch wieder sein lassen kann, wenn es langweilig wird. Wo Gott einen Menschen beruft, geht es immer um das Ganze seines Lebens! Eben darum sind Berufungserfahrungen so oft Konflikt- und Krisenerfahrungen. Davon zeugen gerade die Berufungsgeschichten der Bibel. Der Widerspruch, der Einwand ist geradezu ein konstitutives Element dieser Gattung. Das ist so bei Mose, bei Gideon, bei Jeremia.

Aber wir sehen zugleich die bezwingende Macht des göttlichen Rufes. Wie ein Überfall trifft es den Christenverfolger Saulus vor den Toren von Damaskus. Er ist längst ein gestandener Mann, als sein

Leben durch dieses Erlebnis so völlig umgestürzt wird. Aber seltsam: In der Rückschau beschreibt er es mit den Worten des alttestamentlichen Gottesknechtes. So schreibt er an die Galater: Es war Gott, „der mich von Mutterleib ausgesondert und durch seine Gnade berufen hat“ Auch wenn ihn seine Berufung erst so spät erreicht hat – Gott weiß warum! – gefunden hat der Apostel in ihr seine eigentliche Bestimmung.

Jede Berufungsgeschichte ist anders, aber immer geht es darum, dass ein Mensch sich so erkennt, wie sein Leben von Gott her gedacht ist. Darum bedeutet Berufung nicht Entfremdung. Im Gegenteil. Der, der mich beruft, ist ja kein anderer als der, der mich geschaffen hat. Ein Mensch, der seiner Berufung folgt, findet sich selbst und in der Bindung an Gott gewinnt er Freiheit. Die vielen Ansprüche, die uns in unserem Leben begegnen, werden relativiert. Denn längst davor hat Gott schon den Zugriff auf mein Leben – noch bevor erzieherische und gesellschaftliche Einflüsse wirken, ja noch bevor ich mir selbst, meinen Wünschen und Bedürfnissen ausgeliefert bin.

Da ich noch nicht geboren war,

da bist du mir geboren

und hast mich dir zu eigen gar,

eh ich dich kannt, erkoren.

Eh ich durch deine Hand gemacht,

da hast du schon bei dir bedacht,

wie du mein wolltest werden.

Warum fällt es dann aber den Menschen in der Bibel so schwer, diese Berufung anzunehmen? Warum legt sie sich oft als große Last auf die Seele der Gesandten? Warum tragen die Frommen im AT manchmal so an ihrer Berufung – auch der Gottesknecht unseres Predigttextes?

Jahwe hat mich von Mutterschoß an berufen,

Ich aber sagte: „Vergeblich habe ich mich abgemüht,

für nichts und wieder nichts meine Kraft aufgebraucht.

Es gibt im Leben der Berufenen immer wieder Punkte, an denen sich eine Kluft auftut. Der Auftrag Gottes und die Selbstwahrnehmung der Berufenen klaffen auseinander. Es ist wahrhaft eine gewaltige Aufgabe, die hier dem Gottesknecht aufgegeben wird: *dass ich Jakob zu ihm zurückbringen soll und Israel zu ihm gesammelt werde!* Das ist gesagt in der Zeit des Exils. Teile des israelitischen Volkes waren nach Babylon deportiert worden. Es geht um große Politik. Und selbst das ist noch zu wenig: *Licht der Heiden, Heil bis an die Enden der Erde* soll der Gottesknecht sein. An diesem Auftrag kann – realistisch betrachtet – ein Mensch doch nur scheitern! Es scheint so, als würde der Gottesknecht zwischen dem Heils- und Herrschaftswillen Gottes und der Größe der Not regelrecht zerrieben.

Die Gefahr ist allerdings, dass wir Menschen Gottes Ruf als Leistungsanspruch an uns selbst verstehen. Dann kommen wir freilich nicht umhin, ergebnisorientiert aufzurechnen – meist mit einem niederschmetternden Ergebnis. Aber genau an diesem Punkt fällt sich der Gottesknecht selbst ins Wort. So kann es doch nicht sein, dass wir das Werk Gottes aus eigener Kraft zu Ende führen müssten. Als ob Gott seine Schöpfung nicht selbst zum Ziel bringen könnte. So dachte ich, sagt der Gottesknecht, und das Ergebnis: „*Vergeblich!*“ Aber dann: Nein, so ist es nicht. „*Mein Recht liegt bei Gott, mein Gott ist meine Stärke!*“ Die allerletzte Verantwortung für unser Wirken liegt eben doch nicht bei uns.

Und wie ist das nun bei Sr. Leonella? Menschlich betrachtet mag das Werk der katholischen Ordensfrau für die Kinder, die sie gepflegt hat, zwar unendlich viel bedeuten. Aber aufs Ganze gesehen ist es doch nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Die Welt ist durch sie nicht wirklich besser geworden. Steht nicht über ihrem Leben auch dieses „*Vergeblich!*“ des Gottesknechtes. Und doch sah sie sich als Berufene Gottes. *Mein Recht liegt bei Gott. Er ist meine Stärke.*

An dieser Stelle möchte ich doch noch einmal einhaken: Kann man dieses Gottesknechtlied einfach so mit der Geschichte dieser katholischen Nonne zusammenlesen? Was bedeutet das für uns? Wir sind weder Apostel noch Nonnen oder Mönche. Ist nicht überhaupt eine solche Berufung doch ein Ausnahmefall, ein Sonderweg, den nur einige wenige Auserwählte zu gehen haben? So sah es jedenfalls die mittelalterliche Kirche: Der Weg der Berufung war der Weg der Propheten, der Apostel und Heiligen, der Mönche und Nonnen, nicht aber der einfachen Christen. Das sind gewichtige Fragen und wir rühren an schwierige Probleme der Auslegung.

Im Grunde genommen erfahren wir nur sehr wenig über den Gottesknecht und sein persönliches Geschick. Wir wissen nicht einmal sicher, ob es sich um eine Einzelgestalt handelt, oder ob hier nicht in einer dichterischen Form vom Volk Israel als Ganzem die Rede ist. Ich möchte diesen Auslegungstreit hier nicht entscheiden. In der Tat hat unser Predigttext etwas Schillerndes. Da wird der Gottesknecht mit dem Namen Israel angeredet, zugleich ist er aber zu Israel gesandt. Aber vielleicht liegt gerade darin eine tiefe Wahrheit.

Vor Gott hat jeder Mensch seine eigene Berufung. Doch ist er darin immer zugleich eingeschlossen in eine größere Gemeinschaft. Wir sprechen hier zunächst von dem Gottesknecht als einem Glied des Volkes Israel. Steht er gerade als einzelner vielleicht auch stellvertretend für das, was das ganze Volk sein soll? Darin hat seine Berufung für Christen etwas durchaus Typisches! Jesus beruft seine Jünger als einzelne, namentlich. „*Er hat meines Namens gedacht!*“ Aber Licht der Welt, das sind sie nur gemeinsam. In der Bergpredigt wird es den Jüngern zugesprochen: „*Ihr seid das Licht der Welt!*“ Ihr alle zusammen! – Nicht nur du Andreas, nicht nur du Johannes und Petrus, Maria und Marta und wie sie alle heißen.

Dass die Frage der Berufung nicht nur eine Sache der Nonnen und Mönche ist, hat Luther neu entdeckt. Seit der Reformation hat das Wort „Beruf“ einen viel umfassenderen Sinn. Eben weil Berufung nicht einen besonderen Leistungsanspruch meint, nicht einen besonderen Verdienst einschließt und einer geistlichen Elite vorbehalten ist, gibt es auch keinen besonderen Stand der Berufung mehr. Berufen sind alle Christen. Wir sind berufen zu der Freiheit zu leben und in dieser Freiheit dem Nächsten in seiner Not zu dienen. Der Ort dieser Berufung ist der Alltag, die alltägliche Arbeit, eben der Beruf. Als Christen verstehen wir die Vielfalt der Berufe als das Bewährungsfeld der einen Berufung, die uns verbindet. Das ist zutiefst evangelisch gedacht! Für uns hat in Sr. Leonella der Gottesknecht lediglich ein neues Gesicht bekommen, ein neues, glaubwürdiges Gesicht. Es steht stellvertretend für viele andere.

Merkt auf, ihr Völker, aus der Ferne.

Gott spricht: Zuwenig ist es mir, dass du mir Knecht bist,

die Stämme Jakobs aufzurichten – oder die Verlorenen Somalias zu sammeln.

So mache ich dich zum Licht der Völker,

dass meine Rettung geschehe bis ans Ende der Erde.

Wir lesen in der Zeitung nicht nur von dem Gewaltverbrechen, sondern auch von ihrem Ehrenamen. Für einen Moment leuchtet das Zeugnis Sr. Leonellas in der großen Weltöffentlichkeit auf. An dieser Stelle nur noch ein letzter Gedanke. Auch so kann man diese Zeitungsnachrichten lesen. Gott macht das Lebenszeugnis dieser Nonne in Afrika zu einem „Licht der Völker“. Und wir, hier in Europa, sehen uns mit einem Mal versetzt ans Ende der Erde. Aus Gottes Perspektive sieht das eben manchmal anders aus. Er erscheint meist an unscheinbaren Orten. Er beruft nicht die Hauptakteure auf der Weltbühne, eher die Kleindarsteller und vermeintlichen Statisten. Er wählt die Nebenschauplätze des Weltgeschehens. Heute vielleicht Mogadischu in Somalia. Ich lese dies als eine Mahnung an uns, die wir so ans Ende gerückt sind. Aber auch als einen Zuspruch. Am „Ende der Erde“ sind auch wir Berufene. Und auch am Ende der Erde geht es wie in Somalia um Gottes Heil, das Menschen in die Nachfolge Christi ruft, das Versöhnung schafft und Gewalt überwindet. Sr. Leonella hat davon gelebt – bis zu letzt. Nicht die Gewalt, sondern die Versöhnung hatte das letzte Wort in ihrem Leben. Augenzeugen haben uns ihre letzten Worte im Sterben überliefert: Perdono, Perdono, Perdono. Ich vergebe, ich vergebe, ich vergebe! Amen.